

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 11.

Er erscheint allmonatlich.

1917.



Bernunft, Recht und Freiheit.

Unter den flüchtigen Erscheinungen der Geschichte, die sich verfolgen, verdrängen und ablösen, uns oft mit Abscheu und Ekel erfüllen; unter dem, was in seinem Glück und Glanze die augenblickliche Vergötterung einer selbstflüchtigen und eigennütigen Gegenwart, dagegen aber den Fluch und die Verachtung der unparteiischen Nachwelt erhält, unter der Herrschaft der plumpen Gewalt, dem Siege rasender Parteien, dem Triumph des Fanatismus, der Herrsch- und Habgucht, der Willkür, dem Aberglauben, den Anstrengungen wilder Leidenschaften und den Berechnungen verschämter Bosheit steht doch etwas fest, unwandelbar, wie die Natur des Menschen und erhaben wie sein Glaube an Gott, etwas, das uns auftröstet und tröstet, nämlich Vernunft, Recht und Freiheit. Die Verehrung und Achtung derselben ist die Religion, die wir unter den Besten aller Völker, zu allen Zeiten, unter jedem Himmelsstrich und auf jeder Stufe von Bildung finden. Dieser Gottesdienst — denn er ist der Dienst des Göttlichen im Menschen — zählt die Tugendhaften und Weisen, wann und wo sie auch lebten und leben, unter seine Gläubigen. Er ist derselbe, ist immer und allenthalben, wo nicht als herrschende und Staatsreligion, doch als Gegenstand frommer Verehrung und heißer Wünsche anerkannt.

Job. Wigel (1823).

Attilas Grab.

Nach einem wahren Ereignis erzählt von F. W. Laßleben, Kallmünz.

Weitab vom Weltverkehr und auch etwas abseits der Landstraße liegt auf halber Höhe eines Berghanges, der das reizende Bachtal begleitet, ein hübsches Schloßchen, das um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts erbaut wurde.

Wie sich dieses Wohnhaus von den Gebäuden der Bauern unterscheidet, so stehen auch seine Insassen von der umwohnenden Bevölkerung ab.

Sie sind erst vor etlichen Jahrzehnten aus einer fremden Gegend zugewandert und haben unter nicht ganz leichten Verhältnissen das kleine Landgut käuflich erworben.

Da sie auch anderen religiösen Bekenntnisses und viel gebildeter als ihre bäuerischen Nachbarn sind, mischen sie sich nicht unter diese und werden auch von ihnen nicht mit Besuchen gequält.

Franz Horst, der Besitzer dieses Landhauses, verrichtet mit den Seinen fleißig die Arbeiten, welche die Jahreszeiten mit sich bringen. Im übrigen bleibt die Familie innerhalb ihrer vier Wände und verreibt sich die Freizeit am liebsten durch Lesen in den zahlreichen Werken der schönen Bücherei, die sie ihr Eigen nennt.

Mit Vorliebe betreibt Horst geschichtliche Forschung und ist in dieser Beziehung ziemlich gut beschlagen. Auch die Geschichte seiner neuen engeren Heimat ist ihm bald nicht mehr fremd.

Doch davon, daß sich des Hunnenkönigs Attila Grabstätte auf seinem Grund und Boden befindet, davon hat er freilich keine Ahnung.

Wie kann er das auch wissen, weder in seinem Kaufbriebe noch in alten Akten ist hiervon etwas erwähnt?

Da findet sich vor etlichen Jahren bei Franz Horst ein vornehm gekleideter Herr ein.

Der Fremde muß ein wohlhabender gelehrter Mann sein, denn er trägt eine goldene Brille auf der Nase, an seinen Fingern stecken mehrere goldene, mit funkelnden Edelsteinen geschmückte Ringe und an seiner Weste baumelt eine schwere goldene Uhrkette.

Der Besucher stellt sich als Eugen Knott, Privatgelehrter aus Nürnberg, vor und bittet um die Erlaubnis, auf dem Grunde des Herrn Horst nach dem Grabe Attilas suchen zu dürfen. Alle Schriften hätten ihn in dieses Tal gewiesen. Das Weitere hänge von dem Ergebnis der eingehenderen Untersuchungen ab, die er nach erteilter Erlaubnis anstellen wolle.

Also ein richtiger Schatzgräber!

Da der Fremde keinerlei Unterstützung durch Geldmittel beansprucht, aber die Hälfte des zu erwartenden Fundes dem Grundeigentümer zusichert, allen etwa entstehenden Schaden vergüten will und nach der Grabung, falls es gewünscht wird, den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen verspricht, kann sich Horst der Annahme des verlockenden Anerbietens nicht entschlagen.

Horst weiß ja aus seinen Büchern, daß das Grab des Hunnenkönigs in einem abgelegenen Bachtale sich befinden soll und daß es bisher trotz vielen Suchens den Gelehrten noch nicht gelungen ist, es zu entdecken.

Wer kann es darum Franz Horst verdenken, wenn er dazu behifflieh ist, der Wissenschaft einen großen Dienst zu erweisen? Wenn ihm nebenbei auch ein goldener Lohn winkt, so ist in der ganzen Angelegenheit lediglich das Angenehme mit dem Nützlichen verknüpft.

Eugen Knott erhält also die Erlaubnis, zunächst mittels Wunscherte und Erdspiegel auf Horstens Besitzung seine geheimnisvollen Untersuchungen anzustellen.

Sie weisen ihn, wie er angibt, in die unmittelbare Nähe des Horst'schen Landhauses.

Ja, hier, unmittelbar an dessen Giebelwand, ist allen Zeichen nach die Stätte, wo der große Tote seiner Urständ entgegenharrt.

Mehrere Tage dauern Knotts sonderbare Untersuchungen und Messungen.

Er geht allem Anschein nach sehr sicher und nimmt es mit der Vorbereitung peinlichst genau.

Unterdessen träumt auch Horstens Weib mehrmals von großen Schätzen, die allerdings beim Zugreifen immer zurückweichen.

Es besteht also kein Zweifel, Attilas Grabstätte ist gefunden. Nur Schwierigkeiten in der Behabung des Reichums samt der beigegebenen Schätze dürften sich einstellen. Doch über sie wird unsere fortgeschrittene Technik objiegen.

Franz Horst gestattet also die Grabung.

Ein von beiden Parteien unterfertigter Vertrag bekräftigt und sichert die gegenseitige Vereinbarung.

Knott hat bald einige Männer aufgetrieben, die im Graben und Sprengen der Steine wohl bewandert sind.

Ganz dicht am Landhaus läßt er durch seine Arbeiter einen Schacht in den Boden treiben, an der Stelle, die ihm seine geheimnisvollen Mittel andeuten.

Gar bald stößt man auf harten Kalkfels. Er erschwert wohl die Arbeit, aber er hält nicht von ihr ab. Mit Sprengpulver und Dynamit überwinden die Arbeiter jede Schwierigkeit.

Mit Spannung verfolgt der Besitzer des Hauses die Grabung. Er leidet sie auch, wenn Knott, wie es öfters geschieht, auf einige Tage verreisen muß.

Die Arbeiter sind anfänglich recht fleißig, da Knott sie nicht nur mit Worten zur Tätigkeit anspornt, sondern auch jeden Samstag gut entlohnt.

Aber gar bald merken sie, daß die Aneiferung seitens ihres Arbeitgebers abflaut. Er kümmert sich auch nicht mehr sehr viel um seine Arbeiter.

Wenn er nicht, wie er stets sagt, in dringenden Geschäften abwesend sein muß, sieht er wohl täglich einige Male bei der Arbeit nach; die längste Zeit hält er sich jedoch im Wirtshause auf, in dem er wohnt. Hier ist und trinkt er nach Herzenslust, was gut und teuer ist, sodaß sein Gesicht immer feister, sein Leib von Tag zu Tag umfangreicher wird.

Dazwischenhin macht er ein Schläfchen oder mit den Gästen des Wirtes ein Spielchen, wobei es ihm nicht zu teuer hergeht.

Er lebt also wie Gott in Frankreich.

Unter diesen Umständen geht auch bald die Arbeit langsamer von staten. Die Arbeiter merken, daß viele Tagelöhner mehr eintragen als viele Arbeit. Nach mehrmonatlicher Arbeit ist die Felsmasse, unter welcher König Egel schlafen soll, noch nicht durchbrochen.

Mit vielem Bangen schaut Franz Horst auf die Fiebelwand seines Hauses, die infolge der zahlreichen Sprengungen schon ganz bedenkliche Risse zeigt.

Wäre das Schloß nicht auf Fels gestanden und nicht so gut gebaut gewesen, es wäre zweifellos eingestürzt.

Aber Knott zerstreut die Befürchtungen des Befürchteten. Die Mauer sei gut und die Erschütterungen würden immer geringer, je mehr man in die Tiefe komme. Aber aus Vorsicht gebietet er doch seinen Arbeitern, nur mehr schwache Sprengladungen zu machen.

Die Bevölkerung, welche von der Grabung nichts sieht, sondern nur die Schießerei hört und von den Arbeitern so manches erzählt hört, schüttelt den Kopf wegen des absonderlichen Tum und Treibens.

In allen Häusern, an jedem Wirtstisch spricht man von der seltsamen Arbeit.

Der Name des Hunnkönigs ist in aller Mund. Jedermann erzählt, daß er in einem goldenen, silbernen und eisernen Saige hier ruhen soll.

Aber niemand glaubt es.

Aber niemand kann sich den eigentlichen Grund des Grabens an diesem abgelegenen Plage erklären.

Daß irgend ein Schwindel dahinter steckt, glauben viele.

Nur die Arbeiter, welche bei der Arbeit beteiligt sind, loben ihren Herrn über den Schellenkönig. Sie haben jeden Samstag um drei Uhr nachmittags schon Feierabend. Pünktlich werden sie dann stets von Knott bezahlt, der bei dieser Gelegenheit meist viel Geld in seiner Börse blicken läßt.

Der Kaufmann, bei dem Knott seine Sprengmittel bezieht, der Schmied, welcher die abgemessenen Werkzeuge schärfen muß, haben jedoch keinen Grund, in das Loblied der Arbeiter mit einzustimmen.

Sie haben bisher nur ganz wenig Entlohnung für das von ihnen Geleistete erfahren.

Da kommt eines Tages an einem schlichten Wägelchen von der mährischen Station entsetzten Eisenbahnstation her ein fremdes altes Männlein angefahren.

Es fragt nach Herrn Eugen Knott.

Doch der ist plötzlich verschwunden.

Mühsam humpelt der Fremde dem Hause zu, wo nach Egel's Schätzen gegraben wird.

Sein aschfarbnes Gesicht ist von vielen Sorgenrinnen durchfurcht.

Bald steht er mit Franz Horst vor dem Boche, das fast sein ganzes Vermögen verschlungen hat.

Im Zwiesgespräche kommen die Männer zur Überzeugung, daß sie das Opfer eines abgefeimten Betrügers wurden.

Knott hatte den Alten öfter in Gesellschaft getroffen und ihm dabei die Mär von dem Grabe des Hunnkönigs erzählt. Dabei teilte er auch mit, daß er auf geheimnisvolle Weise nun sogar dessen Stätte entdeckt habe. Er brauche jetzt nur noch jemanden, der ihm einige hundert Mark vorschiesse, damit er den betreffenden Platz erwerben und den ungeheuren Schatz heben könne. Die Hälfte desselben würde er dem Genossen abtreten.

An Karl Krieger, so hieß der Fremde, fand Knott einen willigen Zuhörer und schließlich auch das gewünschte Opfer.

Da der Schwindler wiederholt von seiner Entbedung sprach, aber nie eigentlich ein zudringliches Gebahren an

den Tag legte, faßte der leichtgläubige geldgierige Alte Vertrauen zu Knott und bot ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit das zur Hebung des Hunnenschatzes notwendige Geld an.

Das hat er der Gauner hauptsächlich benützt, um längere Zeit ein Schimmerleben führen zu können.

Mit einigen Hunderten war jedoch die Sache für Karl Krieger nicht abgetan.

Knott hatte gar oft sich weiteres Geld geholt, da sich bei der Hebung des Schatzes unerwartete Schwierigkeiten eingestellt hätten und die Arbeiter nur gegen sehr hohen Lohn schaffen wollten, wie dergleichen Schwindlergründe sind.

Dabei betonte er stets, daß die schönsten Erfolge schon erreicht zu haben; ganz nahe sei man bei dem Grabe schon angelangt, in kurzer Zeit müsse man dem Klange nach darauf stoßen.

So und ähnlich hatte Knott seinem Opfer vorgelogen.

Diesem waren schon seit einiger Zeit Zweifel aufgestiegen. Doch mit ihnen konnte er gegen den Betrüger nicht ankommen. Denn Knott drohte, sofort einen anderen Genossen zu nehmen. Jetzt, so unmittelbar vor dem Ziele, bekam er sie zudringweise.

Schon belief sich der Beitrag Kriegers auf mehrere Tausend Mark. Die Existenz des kleinen Rentners war hierdurch schwer bedroht.

Längst hätte der Betrogene gerne die Grabungsstelle aufgesucht, um selbst den Stand der Arbeit zu besichtigen. Aber Knott hatte sie schlauer Weise in einen weit vom Verkehr abgelegenen Winkel verlegt, sodaß Krieger die besorgliche Reise dahin wegen seines mißlichen Gesundheitszustandes, wie auch der hohen Kosten wegen lange scheute.

Endlich schoben die unerzätlichen Anforderungen des Schwindlers alle seine Bedenken beiseite und nötigten ihn hierher zu kommen.

Eugen Knott ist und bleibt verschwunden. Er hatte von der Ankunft des Fremden gehört und da dessen Beschreibung mit dem Gegenstande seiner Vermutung übereinstimmte, sofort das Beste gesucht.

Er hat sich in der Gegend nie wieder blicken lassen.

Ganz getriest reiste der Betrogene wieder nach Nürnberg seinem Wohnort, zurück, wo ihn der Gram auf das Krankenbett warf, von dem er sich nicht mehr erholt.

Franz Horst aber mußte die Grabungsstelle, die der Schwindler nur deshalb an sein Haus verlegt hatte, weil er wußte, daß er da von neugierigen Zuschauer am wenigsten belästigt würde, auf eigene Kosten wieder einfüllen und die Risse an seinem Hause verstreichen lassen.

An den Hunnkönig darf ihn aber niemand mehr erinnern.

Nassauische Originale.

XXIV. *)

De Hannebopp un sein Kommerod.

„De Hannebopp kimmt, de Hannebopp kimmt,

De Hannebopp is schon do;

Wenn ä nit kimmt, wenn ä nit kimmt,

Dann kimmt gewiß sei Fra.“

So zogen wir, e „Kaffeedui“ oder einen Papierhut mit bunten Streifen auf dem Dachsopf, un er dem Tr. m. rom einer alten Gräbne, — manchmal mußte auch eine Jaggenliste oder sonst ein Spittatet machendes Etwas herhalten —, durch die Spitalgäß, übers Klapperste d, nach der Apotheke gasse vor's alte Spital. Und unermüdet ging's wieder von vorne: „De Hannebopp kimmt, de Hannebopp kimmt, de Hannebopp is schon do; wenn ä nit kimmt, wenn ä nit kimmt, dann kimmt gewiß“ — — klatsch! Da kam auch wirklich etwas mitten unter uns geflogen, aber es war n. ch. „sei Fra“, sondern ein mächtiger Schlappen. Unter einem Scheit, das einer Horde Insulaner alle Ehre gemacht hätte, stoben wir nach alten Haupt- und Nebenhimmelsrichtungen ausinander, postierten uns hinter der nächsten Straßenecke und „lubschten“ nach dem Fenster mit den dicken Eisenstäben davor, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Da „galste“ die Tür.

„Ä kimmt ä kimmt!“

Und richtig, aus der niederen Tür humpelte wie gewöhnlich der alte Wicht heraus, „Hannebopp's Schloßkommerod“, um seinen nicht gerade kleinen Schuppen wieder

*) Siehe „Landbote“ 1910—1914.

zu holen. Er konnte froh sein, wenn wir ihn nicht ein Stück „fortgeschmarrt“ hätten. Dr. Hino ballte er nach jeder Ecke hin die Faust. „Schwernutze kann, bei er leid, dunnerkeilte Eier, noch nit emol je leiblich Wouh losse je am. Kommt mer noch emoll!“ Und wieder drohte er nach allen Eden, hinter denen wir sicherten ob des ohnmächtigen Grimmes. — Nachdem er dann seinen verlorenen „Vermejenjer“ (Birmajenjer) wieder „angejchlubst“ hatte, schlurzte er in das schieferbeschlagene Haus zurück. „Kommt Schedel, Peter, Schlubst“, lockte er seinen drei Katzen, seinen stein Begleitern, „kommt, loßt die diese Kenn!“ Und als ob sie den Alten verstanden hätten, strichen sie ihr altersgraues Fell an den Fosenbeinen ihres Herrn wieder glatt, als wollten sie sagen: „Argere dich nicht so sehr, sie meinen's ja doch nicht böse.“ So verschwand das Vierkleblatt hinter der narrenen Tür, und wir Knirpsle und Knirpsinnen winkten uns von Ecke zu Ecke zu: „Pst, pst! A is widder weg!“ Dann ordneten wir uns von neuem, unseren monotonen Singang wieder zu beginnen, bis uns der unheilverkündende Schlappen zum zweitenmal um die Ohren sauste und ein noch heftigeres Donnerwetter losbrach. Schließlich waren wir auch des Spieles müde und überließen die beiden Alten sich selbst und ihren drei Katzen.

An schönen Frühlings- und Sommertagen sahen „de Hannebopp un sein Komerod“ schon früh morgens auf der Gariennauer d. s. d. m. Spital gegenüberliegenden Backsteinhauses. Hannebopp hatte, die große, schwarze Schildmütze zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen tief ins Gesicht gedrückt, gewöhnlich seine mächtige Trommel zwischen den Knien und schlug das Kalbfell, daß es nur so eine Art hatte. Der alte Wicht saß getrennt neben ihm, umschmeichelt von seinen drei Katzen, die, bald des „Schmierens“ müde, sich zur Ruhe legten, Schlubst auf die bekannten Schlappen, Schedel auf den Schoß des Alten, und Peter kletterte gar auf seine Schulter, trampelte noch einige Sekunden hin und her, blinzelte mit den Auglein ins Sonnenlicht, als wollte er sagen: „Das paßt mir gar nicht.“ Bald aber verließ auch er seinem Wohbehagen durch sein Schnurren Ausdruck. Wie dem, der den drei Wichteltägchen etwas zu lebe getan hätte! Streichen durften wir sie ja manchmal, wenn der Alte gut aufgelegt war; aber immer blinzelten seine Auglein mißtraulich zu uns herüber, als wollte er sagen: „Mer kann euch nit traue!“

Mit einem tadellosen Wirbel verkündete uns Klapperfeldern der Hannebopp seinen ersten Gang ins Freie. Und wie der Wind eilten die Kunsttänzer, haste was kannte, zum wohlbekanntem Sammelplatz. Nach kurzer Pause, — als ob er nur auf uns gewartet hätte, — setzte er mit dem bekannten „De Hannebopp kimmt“ ein. Gar zu gern hätten wir unseren Singang wieder angestimmt, aber vor dem alten Wicht und seinem Schlappen hatten wir heillosen Respekt. De Hannebopp konnte uns nicht böse sein; so stellten wir uns denn auch in seine Nähe, während wir vom alten Wicht gemessenen Abstand hielten. Der sah seinem „Komerod“ mit leuchtenden Augen zu, er war stolz auf ihn. „Gelle, ihr Kenn“, sagte er oft zu uns, „gelle, da versichts, da kanns aus em ff.“ „Ei jo“, rünte es im Chor zurück, und schmunzelnd nickte der alte Wicht zum Takt des Turnermarsches. „Wenn eich's nur nach schon so kenn“, meinte oft mein Spezialfreund. „No, wos nit is, kann noch wer'n“, erwiderte dann der alte Wicht, „da, da hot schon manchem des Trommelle beigebracht.“ Ja, die Usinger Turner kamen auch nicht umsonst zum Hannebopp, damit er sie im Schlagen des Kalbfells unterweise, und mancher Trommler des Usinger Turnvereins verdankte seine Kunst keinem andern als unserem Hannebopp.

Wenn der Alte mit der Schirmmütze besonders gut geklaut war, dann machte er uns eine besondere Freude mit seinen Kunststücken, die ihm, wie der alte Wicht mit Stolz sagte, „tan Zwarter so leicht nochmecht.“ Er warf die Trommelmütze in die Höhe, fing sie geschickt wieder auf und schaute den unerbrockenen Wirbel sorglich wieder fort. Er konnte noch mehr solcher „Späß“.

Wir Klapperfelder hatten es gut bei ihm stehen, uns machte er seine „Späß“ umsonst vor. Wenn er aber mit den Usinger Turnern zum Feldbergest auszog, dann brachte ihm seine Kunst gar manchen Groschen ein. Und man gab ihm gern; denn „de Hannebopp“ war ja eine in Turnerkreisen bekannte und gern gesehene Persönlichkeit, und gar mancher, der vor Jahren die Feldbergfeste besuchte, wird sich des Alten mit der Schirmmütze und der Riesentrommel vielleicht noch entsinnen. Und wenn dann nach Schluß des

Festes die Zeitungen ihre Berichte brachten, dann blieb auch „de Hannebopp“ nicht unerwähnt. Lange Jahre hindurch las man am Ende der Festberichte:

„Und auf des Feldbergs höchstem Kopp
Da trommelt de Usinger Hannebopp“

Da eines Tages hieß es: „De Hannebopp is gestorwe.“ Nun zogen die Usinger Turner ohne ihn auf des Feldbergs Höhe. „Wo is de Hannebopp? Hobt ern nit mitgebracht? Wos is em? Wos fehlt em?“ so schwirrten die Fragen durcheinander, denn man vermisse den Alten ungern. „Na, na, da hot ausgetrommelt“, so lautete dann die Antwort auf die vielen Fragen.

Ja, er hatte ausgetrommelt, de Hannebopp, und es dauerte nicht lange, so „kröbbelte“ sich auch „sein Komerod“, de alt Wicht, langsam ins Jenseits hinüber, sie waren ja immer unzertrennlich.

Wir aber, die wir so oft die beiden Alten im Halbkreis umstanden und Hannebopps Kunst anstaunten, wir werden sie nie vergessen. Auch die Usinger Turner haben es sich nicht nehmen lassen, sich ihren Lehrmeister im Bilde mit Schirmmütze und Schwalbenneestern zu erhalten.

A. G. (†)

August Lieber.

Vor einiger Zeit — am 3. August d. J. — feierte ein Dichter seinen 70. Geburtstag, der in seiner Heimat nur wenigen bekannt ist, es aber wohl verdient hat, weiten Kreisen bekannt zu werden: August Lieber. Wir gestehen offen, daß auch wir bis vor kurzem wenig genug von ihm gewußt hatten; aufmerksam geworden sind wir auf unseren dichtenden Landsmann erst durch einen größeren Aufsatz von Dr. Anton Dörner in einer österreichischen Zeitung, der uns auch als Quelle für die folgenden Mitteilungen über den Lebensgang Liebers dient. Von den Werken Liebers haben wir vier vor uns liegen: „Aus tiefen Schichten“, „Hochlandsklänge“, „Auf stillen Pfaden“ und „Christus“. Die drei ersten Bände sind im Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung in Innsbruck, die Dichtung „Christus“ dagegen ist in der Verlagsanstalt „Tyrolia“ in Innsbruck (1917) erschienen. In diesen vier Büchern erweist sich Lieber als ein gemütvoller, die Form sowie die poetischen Ausdrucksmittel in hohem Maße beherrschender Dichter. Seine Weltanschauung ist ernst und auf einen starken religiösen Grundton gestimmt. Seine Schilderungen der Natur sind anschaulich, oft etwas düster; elementare Ereignisse versteht er besonders eindrucksvoll zu schildern. Zumeist entnimmt er seine Naturbilder seiner zweiten Heimat, der Tiroler Gebirgswelt.

Dein ruhmbezügelter roter Kar,
Die Treue sonder Wanken,
Das nahm getragen ganz und gar
Den freien Sinn des Franken!
Da hab' ich auf der Frey Gebeiß,
Dir, deutscher Stammes Edeltreis,
Tirol, mein Lieb geungen!

sagt er in dem hübschen Gedicht „Heimat“. Aberall begegnet man in seinen Liedern einem warmen, mitfühlenden Herzen, einem hohen nach Gerechtigkeit strebenden Sinn. Wir setzen das zutreffende Urteil Dörners über den Dichter Lieber hierher: „Als Darsteller entpuppt er sich in formaler Meisterschaft im feinsten Stil. Entgegen der älteren Landschaftsdichtung setzt er an Stelle der mechanischen Schilderung lebendige Handlung, auch im Ausdruck selbst schon. Mit besonderem Geschick handhabt er die Klangfiguren der Lautkunst und der Rhythmik. Die schmückenden Beiwörter und die Auffrischung altdäuischen Sprachgutes geben seiner Sprache ihr besonderes Gepräge.“

August Lieber wurde am 3. August 1847 in Gamberg im „Goldsener Grund“ als der zwitüngste Sohn des H. zogl. Tit. Legationsrates, Ehrendoktors der beiden Rechte der Weidberger Universität und Vizepräsidenten der ersten Kammer des Herzogtums Nassau Dr. M. J. Lieber geboren. Am 1. 1. Staatsgymnasium zu Feldkirch in Vorarlberg studierte der junge Lieber als Bögling des Jesuitenpensionats „Stella matutina“. Heimwehkrant erreichte er 1863, daß er aus der Anstalt entlassen wurde, worauf ihn seine Mutter — sein Vater war inzwischen gestorben — kurzer Hand in das Jesuitenkolleg „Saint Clement“ in Metz schickte, wo er das Gymnasium vollendete. Wie es dem an seiner nassauischen Heimat hängenden Kinde des „Goldsener Grundes“ damals zu Mute war, schildert Lieber später in einem ergreifenden Gedicht:

Was einsam ich in düstern Jugendjahren
Um dich, um dich gelitten und geklagt,
Wie hat es eines Menschen Ehr erfahren,
Ich hab's allein der Witternacht gesagt.
—
Die hat voll Mitleid wohl vom schönsten Sterne
Ihr dunkeläugig Kind zu mir geschickt,
Daß ich, von ihm berührt, in duft'ger Ferne,
Im Mondensilberlichte dich erblickt.
—
In sel'gem Schauen fühl' ich mich geborgen,
Im Bahn des Traumes still in deinem Schoß,
Doch ach! mich riß ein jeder neue Morgen
Von deinem Herzen grausam wieder los!

Im Jahre 1866 wurde Lieber österreichischer Staatsangehöriger. Zehn Jahre später wurde er zum Doktor der Heilkunde promoviert und als solcher praktizierte er, der sich in demselben Jahre mit einer Tochter des Landtagsabgeordneten und Bürgermeisters Ostheimer zu Brigen verheiratet hatte, bis er anfangs des neunziger Jahre als Dozent für Somatologie und Schulhygiene an die k. k. Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Innsbruck berufen wurde. Seit 1897 unterrichtet er in den gleichen Fächern in dem Privatpädagogium der Barmherzigen Schwestern dortselbst. August Lieber, der titol. d. gewordene nassauische Dichter, verdient, daß sein Name auch in seiner alten Heimat in guter Erinnerung behalten wird. K.

Gedenket unserer Glocken!

Ein Aufruf des Vereins für Volkskunde.

In den nächsten Monaten wird eine große Zahl von Kirchenglocken in Deutschland zu militärischen Zwecken beschlagnahmt werden. Und wenn dabei auch die durch Alter kunstwert und schönen Klang hervorragenden Glocken verschont bleiben sollen, so werden doch viele andere verschwinden, die vordem die Herzen vieler Geschlechter in festlich frohen und ernsten Stunden erbaut und gerührt haben. Darum tritt an alle Freunde des deutschen Volkstums die Mahnung heran, ihr Andenken festzuhalten und sowohl die Sprüche, mit denen sie geziert waren, als die mannigfachen Bräuche und Sagen, die sich in den einzelnen Ortschaften an sie knüpfen, sorgsam aufzuzeichnen.

In den meisten Bundesstaaten werden auf Anregung der betreffenden Kultusministerien die Generalkonventoren, Provinzialkonservatoren und deren Vertrauensmänner vor der Zerstückelung der Glocken, die wohl zum Teil oben im Glockenstuhl geschehen wird, für die Abformung des Bildschmuckes und der Schriftzeichen durch Glockengießer und Formler sorgen. Natürlich werden sie an so bemerkenswerten Inschriften wie dem alten, durch Schillers Gedicht berühmt gewordenen Vers:

Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango

nicht vorübergehen; aber auch die jüngeren lateinischen und deutschen Spruchinschriften sind der Beachtung und Aufzeichnung im örtlichen wie im allgemeinen Interesse würdig. Hierbei mitzuwirken, sind der Geistliche und der Lehrer des Ortes in erster Linie berufen. Sie sind auch besser als irgend jemand geeignet, eine Sammlung der Bräuche und Sagen vorzunehmen, da diese eine längere Befragung der Landleute und eine Vertrautheit mit ihren Anschauungen erfordert, die man bei einem Ortsfremden nicht voraussetzen darf. An diese Herren, ebenso aber auch an alle sonstigen Freunde der deutschen Volkskunde ergeht daher unsere herzlichste Bitte, durch Umfrage alsbald festzustellen:

1. welche Bräuche bei der Taufe der Glocken, der Aufhängung und Abnahme geübt werden,
2. ob eine besondere Läuteart (Weiern, Bummeln, Kleppen) bei bestimmten Gelegenheiten, in der Weihnachts-, Neujahrsnacht oder vor Allerheiligen, üblich ist,
3. die im Volksmunde üblichen Namen einzelner Glocken, die Deutung ihrer Rufe und Gespräche,
4. den Glauben an ihren Schutz vor Unwetters, Krankheit und bösen Mächten oder an ihre vorbedeutende Kraft,
5. Sagen von Glocken, die in der Karwoche auf Reisen gehen: von geraubten und geretteten, versunkenen und aus dem Wasser oder der Erde emporsteigenden Glocken; von dem beim Glockenguß ermordeten Lehrbuben usw.

Was die rege Phantasie unseres Volkes im Nachsinnen über diese Wahrzeichen des christlichen Gottesdienstes seit Jahrhunderten hervorgerufen hat, und was bei der lebhaften Teilnahme, mit der vielerorten das Volk den Schicksalen seiner Kirchenglocken folgt, an bemerkenswerten neuen Sagen und Bräuchen auftaucht, wolle man nicht für leer

und bedeutungslos halten, sondern als ein Zeugnis seines Geisteslebens aufschreiben und der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde (Berlin C., Klosterstraße 36) einreichen. Das Material wird im Einvernehmen mit dem außerhalb Preußens sammelnden Verband deutscher Vereine für Volkskunde bearbeitet werden.

Umschau.

— Zur Bildung der Landmädchen. Bisher ist bei Erziehungsfragen die männliche Landbevölkerung weit fürsorglicher bedacht worden als die weibliche. Und doch hat gerade der Krieg die dringende Notwendigkeit der weiblichen Landjugendpflege erwiesen. Von der Landfrau, auf der jetzt die ganze Last der Landbestellung liegt, wird zugleich weitgehendstes Verständnis für alle möglichen Fragen der Volkswirtschaft (Regelung der Lebensmittelverteilung, Zwangsproduktion u. ä.) verlangt. Die Zukunft wird bei dem wirtschaftlichen Wiederaufbau nach dem Kriege diese Forderung noch verstärken. Daher scheint es immer dringender geboten, die Landfrauen sozial zu schulen. Das dürfte am ehesten durch eine Art von Landfrauen Schulen erreichbar sein, die staatlich geleitet würden und worin die angehenden Landfrauen (aber auch schon „alterprobt“) von geeigneten Lehrerinnen volkswirtschaftlich, häuslich und ästhetisch soweit geschult würden, daß aus dem heutigen Arbeitstiere, das über die engen Grenzen des Familienbauseins nicht hinausblift, eine wirkliche Staatsbürgerin erzogen wird. Hier müßten die wichtigsten gemeinwirtschaftlichen Fragen behandelt werden, aber auch Gesundheits- und Säuglingspflege, dann alles, was zur Hauswirtschaft gehört, gelehrt werden, wie Wäscheanfertigung, Sticken, einfache gute Arbeitskleidung, ferner müßte die Bekanntschaft mit der Fertigkeit und Verarbeitung der Rohstoffe, mit guten Erzeugnissen der Industrie vermittelt werden. Sodann unverlässliche staatsbürgerliche Schulung (die Grundtatsachen der Weltpolitik und der inneren Politik) und weiter ästhetische Erziehung: Sinn für die alten schönen Volkstrachten, für die gebiegene Schlichtheit des echten Bauernhauses, für alte Volksbräuche, wobei zugleich auf die Wertlosigkeit des Großstadtkraus hingewiesen ist. Schließlich Pflege des Spiels (die alten Landfestspiele), wodurch Beweglichkeit und Anmut wieder in unsere Bevölkerung eindringen könnte. Gute Bücher und Lichtbilder müßten das Ganze stützen. Auch dürfte es nicht zu schulmäßig hergehen. Der Unterricht müßte teils den Charakter von Unterhaltung und gegenseitiger Beratung haben, wobei freilich vom Lehrenden stets das Ziel der Erziehung zum selbstdenkenden Menschen mit gehörig erweitertem Gesichtskreis im Auge behalten werden müßte. Als Lehr- und Lernzeit läme besonders der Winter in Betracht. Die Organisation würde am besten Sache der betreffenden Landesverwaltung sein und diese müßte den besonderen Eigenarten und Bedürfnissen der Bewohner Rechnung tragen. Parteiinteressen müßten von vornherein ausgeschlossen werden. Die Schulen wären ferner möglichst zahlreich in Kreisorten zu errichten, die von den Landgemeinden leicht und schnell erreichbar wären, unter Umständen könnten es auch Wanderschulen sein. So ausgerüstet, dürften die Landfrauen Schulen über alle Erwartung hinaus Segen stiften.

Anna Röttger, im „Deutschen Willen“ (Ranstwart).

— „Ich.“ Im Jahre 1912 ist der ungemein fruchtbare und sehr viel gelebte Schriftsteller Karl May gestorben. Kurz vor seinem Tode wurde besonders lebhaft über seine literarischen Qualitäten gestritten und auch über den Menschen Karl May wurde von einer Seite ein Urteil gefällt das man wohl auf G und des täglich im Karl May Verlag (München bei D. edden) als Band 34 der Gesammelten Werke des Dichters erscheinenden Buches „Ich einer gründlichen Revision wird unterziehen müssen. Dem Mann ist schweres Unrecht geschehen!“ das ist der Eindruck, den man von der Lektüre dieser Selbstbiographie Mays erhält. In der er auch auf die Vorwürfe und Anklagen eingeht, die gegen ihn erhoben worden sind. Daneben enthält der reizend angelegte Band das Erstlingswerk Mays, „Geographische Predigten“, sowie eine bisher unbekanntere Reiseabenteuer und eine Reihe von Briefen über Kunst. Was aber das Hauptaugenmerk des Lesers auf sich lenkt u. wird, ist ein dem Werk beigefügter Anhang, der wie der Herausgeber, der Verlagsleiter Dr. E. Schmid im Vorwort bemerkt, eine Ergänzung zu der unvollendeten geliebten Biographie des Heimgegangenen darstellt. Auch er trägt mit dazu bei, daß das wenig schöne Bild, das man sich vielfach bisher von Karl May gemacht hat, eine gründliche Korrektur erfährt. Jedenfalls ist „Ich“ ein sehr interessantes Buch.

— Lutherbücher. Im Verlag von Hermann Senesius in Halle (Saale) erschienen zum vierhundertsten Geburtstag der Reformation zwei Lutherbücher: „Luther und sein Werk in Gedichten“, gesammelt und herausgegeben von Alfred Knabe und Reinhold Zellmann, mit einem Bildnis Luthers und 14 Abbildungen von Denkmälern, und „Ein Lutherbuch für die deutsche Jugend“ von C. Karl, mit 16 Bildnissen und Abbildungen. Beide Bücher können für evangelische Kinder und Eltern zum Gebrauche in Schule und Haus empfohlen werden. — In der Ausstattung nicht ganz, textlich aber vollkommen gleichwertig dem Knabe-Zellmann'schen Lutherbuch, ist das im Verlage der A. Deichert'schen Verlagsbuchhandlung Werner Scholl in Leipzig erscheinende billige Buch von Prof. Dr. Hans Preuß „Luther Luthere“. Eine Jubiläumsgabe der Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Konferenz. Mit 66 Abbildungen. 71.—100. Auflage.